

Zeitschrift: Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht
Band: - (1847)
Heft: 9

Artikel: Der Fenstergarten : (von einem Sachverständigen mitgeteilt)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-327217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Grund des positiven christlichen Glaubens einprägen, dadurch dem Confirmanden-Unterricht vorarbeiten und einen Grund der Wahrheit, Weisheit und Frömmigkeit legen, der nimmer wankt.

Wo aber Schule und Haus nicht Hand in Hand gehen, wo das Eine ausreißt, was das Andere pflanzt; wo hier gering geschätzt wird, was dort die höchste Geltung hat, — da wird umsonst gesät und angebaut; da wird schwerlich die gute Frucht gedeihen.

Wo hingegen Harmonie besteht zwischen Schule und Haus, wo beidseitig gute, nachahmungswerthe Beispiele vorleuchten, wo der Glaube an Gott und unsern Heiland als das Heiligste, was wir besitzen, dem kindlichen Gemüthe eingestößt wird: da wird der Grund zum wahren zeitlichen und ewigen Glück gelegt; dann wird Friede und Heiterkeit, Heil und Segen bei uns bleiben; dann dürfen wir einst — nach vollbrachtem Tagewerke — ruhig scheiden. Sind wir längst nicht mehr im Kreise unsrer Kinder, so sind ihnen doch unsre Lehren, ist ihnen unser Beispiel gegenwärtig! heilig ist ihnen unser Grabhügel, und einst, einst ist Wiedersehen! ist Freude die Fülle, ist keine Trennung mehr im Vaterhause dort oben!

Dahin arbeitet, Väter, Mütter, Lehrer, Vorsteher! dahin strebet, liebe Kinder! Dann werdet Ihr nicht nur tüchtig und geschickt, sondern, was noch mehr werth ist, auch weise, fromm und glücklich werden, dem Vaterlande zur Zierde, Euern Eltern zur Freude, den Lehrern zur Ehre, Euch selbst zum Segen und Heil gereichen. Also sei es!

Der Fenstergarten.

(Von einem Sachverständigen mitgetheilt.)

Wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, die Auswahl, den Geschmack und die Kunst im Zusammenstellen zu bewundern, die so manche Hausfrau in der Aufstellung eines Fenstergartens anzubringen weiß? Wer fühlt sich nicht unwillkürlich nach einem Fenster hingezogen, wo süßduftende Hyacinthen, graciöse Fuchsen, stolze Geranien und Rosen prangen und wer könnte dem Schönheitsfinne der Blumenfreundin seine Bewunderung versagen, die alles so geschickt zu wählen und so niedlich zu gruppiren weiß?

Darum, freundliche Leserin, weil der Einsender dieser Zeilen schon häufig diesen Genuß gehabt, aber auch ebenso häufig schon Klagen über das Mißlingen bei der sorgfältigsten Pflege vernommen hat, will er dir einige Bemerkungen über die Blumenzucht im Allgemeinen und nachher in verschiedenen Notizen über einzelne Zier- und Topfpflanzen hier mittheilen.

Die für Blumentöpfe bestimmte Erde muß eine lockere leichte Gartenerde sein, die schon von frühern Jahrgängen her gedüngt worden ist. Wer in der Nähe alter Tannenwälder wohnt, der suche sich aus den dunkelsten Stellen derselben jenen schwarzen Humus heraus, den man zwischen allen Stöcken und Steinen antrifft, und begieße ihn mit alter gezährter Sauche, *gas de vache*, wie der Franzose etwas unappetitlich sagt. Am besten aber ist die Blumenfreundin daran, die in ihrer Nähe sogenannte Haidenerde zu erhalten weiß, weil in derselben fast alle Pflanzen gut gedeihen, noch mehr aber weil ohne diese Erde gewisse Pflanzen, wie z. B. die zierlichen *Ericen*, gar nicht gezogen werden können. In diesem Punkte wird viel und schwer gefehlt. Einige sehen die Lehmerde als vorzüglich an, weil sie sich fettig anfühlt und glauben alles Fette müsse den Pflanzen gut bekommen. Sie bedenken nicht, daß der Lehm, je reiner er ist, desto fettiger aussieht und daß der reinste Lehm gerade der ist, der am wenigsten organische Substanzen enthält und somit am wenigsten nährrende Bestandtheile einschließt. Denn was die Pflanze zu ihrem Wachsthum bedarf, sind nicht die mineralischen Theile der Erde, sondern die organischen, d. h. solche die aus dem Pflanzen- oder Thierreich stammen. Häufig wird ferner auch die Erde, die man für Blumentöpfe bestimmt, stark gedüngt, bevor man sie in die Töpfe bringt. Auch dies beruht auf einem Irrthum, indem man glaubt, man könne des Guten nicht

zu viel thun. Es verhält sich hier aber wie mit dem menschlichen Körper. Dieser wächst und gedeiht nicht im Verhältniß der Masse von Nahrung, die er zu sich nimmt, sondern im Verhältniß dessen, was er zu verdauen vermag. Und so sehen wir denn bei den Blumen wie bei den Vießfressern, daß alles Füttern, das über das Verdauungsvermögen hinausgeht, gar nicht anschlägt. Es beschüst alles nüt, sagt der Schweizer in solchen Fällen. Ein wo möglich noch größerer Mißgriff ist, wenn man die Blumentopf-Erde mit frischem (nicht gegährtem) Dünger zu größerer Fruchtbarkeit bringen will. Der Zweck wird ganz verfehlt; denn die organischen Substanzen müssen zuerst durch den Gährungsproceß zersetzt werden, ehe sie wieder von den Pflanzen aufgenommen werden können. Dasselbe gilt auch von frischer Jauche; je frischer diese ist; desto schädlicher wirkt sie; die frischeste tödtet in ein paar Tagen jedes Gewächs.

Ein anderer wichtiger Punkt bei der Blumenzucht ist das Begießen. Was das Wasser anbetrifft, so bilden Menschen und Blumen gerade einen Gegensatz. Der Mensch liebt das frische Quellwasser am meisten und es bekömmt ihm auch am besten. Die Pflanze hingegen will gestandenes Wasser, solches, das schon anfängt zu faulen. Die Quantität richtet sich nach dem Bedürfniß. Im Winter steht die Vegetation so zu sagen stille und daher dürfen in dieser Jahreszeit die Töpfe gerade nur so wenig begossen werden, als durchaus zur Fristung des Lebens nöthig ist. Je nachdem der Topf groß oder klein ist und also die Feuchtigkeit langsamer oder schneller verdunstet, reicht ein Mal in acht oder vierzehn Tagen hin. Wenn hingegen die Lebendthätigkeit der Pflanze zunimmt, so muß auch im gleichen Verhältniß das Begießen öfterer geschehen. Man hüte sich aber auch hierin vor Uebermaß. Schon manches unerfahrene Kind hat sein Lieblingsstöckchen an der Bleichsucht hinwelken sehen müssen, weil es in seiner Zärtlichkeit zu weit ging und je blässer die Blätter wurden, desto mehr Wasser in den Topf goß!

Zum Gedeihen jeder Pflanze sind drei Dinge nothwendig und diese sind: Wärme, Feuchtigkeit und Licht. Im Winter fehlt die Wärme und zum Theil auch das Licht und darum ist Stillstand in der Vegetation. Durch künstliche Wärme kann man hierin etwas nachhelfen und wenn man die Pflanzen vor Staub und Rauch bewahrt und auch die Luft des Zimmers von Zeit zu Zeit erneuert, so kann man auch im Winter die Freude haben, blühende Pflanzen um sich zu sehen. Da jedoch das Licht der Sonne durch kein anderes zu ersetzen ist und fast jede Pflanze eine eigene Blüthezeit hat, von der man sie nicht leicht abbringen kann, so gelingt es nur mit wenigen Zierypflanzen, sie im Winter zum Blühen zu bringen. Gewöhnlich überwintert man die Blumen in den Wohnzimmern und ist zufrieden, wenn sie nicht zu Grunde gehen.

Nimmt man der Pflanze das Licht, was z. B. dann geschieht, wenn man die Töpfe in Kellern überwintert, so verlängern sich die jungen Zweige und werden gelb. Man heißt dies das Geil- oder Gälwerden und diese Krankheit hat nicht selten den Tod der Pflanze zur Folge. Auch an schattigen Stellen im Freien tritt dieser Übelstand ein und bei weitaus den meisten Pflanzen hindert er, daß sie zum Blühen kommen. Für Topfpflanzen ist jedoch zu viel Licht auch nicht zuträglich, weil damit auch ein Uebermaß von Wärme verbunden ist. Daher ist auch für diese Schooßkinder der Natur das Klima von England besonders günstig, weil dort die häufigen Nebel den directen Zutritt des Lichts seltener machen.

Ohne Feuchtigkeit kann die Pflanze deswegen nicht bestehen, weil alle Nahrung, die sie einnimmt, ihr durch das Behikel des Wassers zugeführt wird. Nichts kann von der Pflanze eingenommen werden, als was im Wasser sich auflöst oder was durch die Luft ihr zugeführt wird. Wir verweilen nicht länger bei diesem Satze, weil er jedermann einleuchten muß und auch jeder weiß, daß ohne Wasser die Pflanzen bald verdorren. Dagegen wollen wir hier auch vor dem Uebermaß warnen, daß, wie wir schon oben bemerkt, die Bleichsucht und bei vermindertem Licht den Schimmel und die Fäulniß zur Folge hat.

Die drei genannten Faktoren des Pflanzenlebens müssen überhaupt in einem harmonischen

Verhältniß zu einander stehen, wenn sie wohlthätig wirken sollen. Dabei muß aber auch der specielle Charakter der Pflanze berücksichtigt werden, der bald mehr Licht, bald mehr Feuchtigkeit, bald mehr Wärme erfordert.

Wir wollen nun unsern Fenstergarten für die verschiedenen Jahreszeiten bestellen und sehen, was und wie am besten in jeder derselben aufgestellt werden kann. Doch bemerkt der Einsender hier ein für allemal, daß er bei der großen Auswahl, die man zu jeder Zeit treffen kann, hier nur das Zweckmäßigste und Schönste hervorheben wird und durch Auslassung dieser oder jener Pflanze weder deren Vorzüge noch dem Geschmacke anderer zu nahe treten will.

Wir fangen mit den Winterpflanzen an. Ohne Zweifel sind diejenigen Gewächse, die in unserm Klima von selbst im Winter zur Blüthe gelangen, am geeignetsten als Wintertopfpflanzen behandelt zu werden. Hieher gehören folgende:

Die Christwurz oder Weihnachtsrose.

Diese Pflanze, deren Wurzel dem gesunden Menschen ein Gift und in gewissen Krankheiten aber ein vortreffliches Heilmittel ist, blüht um Weihnachten, weswegen sie auch in mehreren Sprachen einen Namen trägt, der hierauf Bezug hat. Im Französischen heißt sie *Fleur de Noël*, *Rose de Noël*, *Rose d'hiver*; im Englischen *Christmas rose*, *Christmas flower* &c. — Ihre Heimath ist der Süden von Europa, wo sie bis an den südlichen Fuß der Alpen, bei uns bis in den Kanton Tessin, geht. Die Weihnachtsrose ist leicht zu cultiviren. Man läßt sie bis gegen Eintritt des Winters im Garten und bringt sie dann in einen etwas großen Topf, weil die Pflanze große Wurzeln hat. Die Stelle im Garten ist nicht gleichgültig und muß so gewählt werden, wie es die Natur erheischt, weil alsdann mehr und vollkommene Blumen zum Vorschein kommen. Der beste Standort ist unter kleinem Gebüsch, wie sie denn auch in der Wildniß an solchen Stellen anzutreffen ist.

Die Winter-Vanille.

Was bei der vorigen Art in Bezug auf die Blüthezeit, die Heimath, den Standort und die Cultur angegeben wurde, gilt auch für diese Pflanze. Sie ist eben so leicht zu besorgen und erseht, was ihr an Schönheit abgeht, durch ihren feinen Vanillengeruch. Nicht umsonst heißt sie der Botaniker *Nardosmia*, denn sie hat eben jenen Geruch, der ehemals so viel geschätzten Narden, die als Arzneimittel oft mit Gold aufgewogen wurden.

Der Winter-Laurier.

Ein Strauch, der sich im Winter mit zahlreichen weißen, wohlriechenden Blüthen bedeckt. Er ist besonders dadurch empfehlenswerth, daß er fast den ganzen Winter hindurch blüht und dabei eine ganz niedrige Temperatur von 5 bis 8 Graden erfordert. Seine Heimath ist ebenfalls das südliche Europa. Auch nach dem Blühen gewährt dieser Strauch durch sein dunkles Laubwerk und seine blauen metallisch glänzenden Beeren Vergnügen.

Die Winter-Ranunkel.

Eine aus China und Japan stammende Pflanze, die zu Anfang des Winters ihre zierlichen gefüllten Blumen entfaltet. Durch allerhand künstliche Mittel ist es den Gärtnern gelungen, auch hier, wie bei den Dahlien, alle mögliche Farben und Schattirungen hervorzubringen. Was bei dieser Pflanze nicht außer Acht gelassen werden darf, ist der Umstand, daß sie sich nicht durch Saamen fortpflanzt, weil sich hier die fruchtbaren Scheibenblüthen in unfruchtbare Strahlblüthen verwandelt haben, wodurch die Blumen gefüllt erscheinen und ziemlich das Aussehen der Gartenranunkeln erhalten. Man vervielfältigt sie daher durch die Theilung der Wurzeln. Die Winter-Ranunkel ist unstreitig die schönste Winter-Topfpflanze, die aber in der deutschen Schweiz wenig bekannt und verbreitet ist. Im Sommer wird sie an einem nicht zu sonnigen Orte im Garten oder in Töpfen gehalten.

Ein anderes, ebenfalls aus Japan stammendes Sträuchlein, verdient auch wegen des

Wohlgeruchs seiner Blüthen als Topfpflanze des Winters gezogen zu werden. Es ist der *Chimonanthus praecox*, der auch bei uns den Winter im Freien aushält und wenn derselbe nicht zu kalt ist, schon im Januar und Februar blüht.

Eine andere Klasse von Winter-Topfpflanzen bilden diejenigen, welche zu Anfang des Frühlings im Freien blühen und durch künstliche Wärme um einige Monate früher zum Blühen gebracht werden können. Die Zahl derselben ist begreiflicherweise groß und wir können hier bloß die bekanntern und vorzüglichern anführen.

Die Zwiebelpflanzen bilden eine eigene Gruppe in dieser Abtheilung. Die Zwiebeln werden von diesen Pflanzen nach der Entwicklung der Frucht aus der Erde genommen und an einem trocknen, eher kalten Orte aufbewahrt. Im Herbst bringt man sie dann in Töpfe, oder, wer auf größere Eleganz hält, in Körbchen von Eisenrath oder Weidenruthen geflochten, die man mit frischem Moos angefüllt hat. Wenn man ihnen sodann eine ununterbrochene mäßige Wärme von 10 bis 15 Grad gibt, sie hinter gut verschlossenen Fenstern und in Zimmern hält, wo die Sonne viel hinscheint und die Erde oder das Moos beständig (aber mäßig) feucht erhält, so hat man die Freude, Monate lang diese Frühlingskinder der Natur in aller ihrer Pracht vor Augen zu haben. In dieser Gruppe verdienen die Hyacinthen vor allen den Vorzug, wegen ihres feinen Geruchs. Die Tulpen, namentlich die kleinen Papageien oder Perroquets, sind um ihrer Farbenpracht Willen gesucht. Narzissen, Jonquillen und Tazetten verbinden mit der Zierlichkeit feinen Geruch. Die *Crocus*-Arten treiben reichlich Blüthen und wenn man Zwiebeln verschiedener Arten in einen Topf zusammen pflanzt, so hat man einen herrlichen Anblick an dem weißen, lilafarbigem, violetten und hochgelben Farbungemisch.

Außer den Zwiebelpflanzen führen wir hier noch folgende Arten an, die uns ebenfalls im Winter viele Freude gewähren.

Die chinesische Schlüsselblume.

Dies ist jene artige, fast das ganze Jahr hindurch blühende Pflanze, die man seit den zwanziger Jahren in großer Menge bei uns cultivirt. Die Farbe der geruchlosen Blume ist gewöhnlich rosenroth, doch hat man auch nicht selten weiße Blumen. Der große Vorzug dieser Pflanze besteht darin, daß sie fast in einem fort blüht, wenig empfindlich ist und gar leicht gedeiht. Sie stammt aus China und wurde in der Schweiz erst vor ungefähr drei Decenien bekannt.

Das Leberblümchen.

Nichts ist lieblicher anzusehen als dieses in der Schweiz häufig wildwachsende Blümchen, und nichts leichter, als sich selbiges zu verschaffen. Die Vorliebe zu den gefüllten Blumen hat auch hier sich geltend gemacht und daher trifft man in den Gärten meist gefüllte Leberblümchen an. Indessen sind die einfachen unstreitig eben so schön, indem die weißen Staubfäden gar niedlich auf dem königsblauen Grund der Blumenblätter abstehen. Doch de gustibus — — Beiläufig gesagt, sollte man die Pflanze Leberblatt und nicht Leberblümchen heißen, weil die Blüthe auf der untern Seite die Farbe der Leber haben. Auch der Franzose sagt *Herbe de foie*, der Italiener *Pegatella*, der Engländer *Liverweed*. Ehemals diente sie als Arzneimittel in Leberkrankheiten, weil man sonderbarerweise einen Zusammenhang zwischen dem Aussehen einer Pflanze mit einem Organ des menschlichen Körpers annahm und darauf große Dinge baute. Heutzutage ist sie in medicinischer Beziehung fast ganz vergessen, obwohl sie nicht ohne Wirkung ist. Es kommt daher, weil man das gleiche scharfe Princip in andern Pflanzen viel stärker ausgesprochen findet als in dieser und daher auch selbige vorzieht.

Die großblumigen Schlüsselblumen.

Die eigentliche Schlüsselblume hat kleine wohlriechende Blumen und wird selten als Zierpflanze gehalten. Viel häufiger hingegen und namentlich im Winter sieht man, bald mit den natürlichen blaßgelben, bald mit rothen Blumen, jene schaftlose Schlüsselblume, die der Botaniker

Primula acaulis heißt, in den Töpfen an den Fenstern. Sie wächst wild im Westen und Osten der Schweiz und fehlt den mittlern Gegenden derselben. Eine andere Art, die man aber mehr in Gärten hält, ist die *Primula elatior*. Auch sie kommt leicht in Töpfen fort und gewährt eine noch größere Mannigfaltigkeit der Farben als erstere.

Wir schließen unsere Aufzählung mit zwei allgemein verbreiteten und leicht aufzuziehenden Pflanzen.

Die Monatrose ist wohl der gemeinste unter unsern Ziersträuchern. Und wohl nicht mit Unrecht! Denn neben der Rose hält kaum eine Pflanze, was Schönheit anbetrifft, die Vergleichung aus. Wir sehen das reine Rosenroth der aufgebrochenen Blume, die purpurne Knospe im frischen Grün des Laubes, das elegante Blatt immer wieder gern und wenn es auch zum hundertsten Male wäre.

Der Paff oder Goldpaff, in der Schweiz an einigen Orten Bionli oder Beieli geheißen, zeichnet sich durch seine Müßigkeit, mit der er unter den ungünstigsten Umständen fortkommt, durch die Leichtigkeit, ihn auch im Winter zum Blühen zu bringen und durch den Wohlgeruch seiner Blüthen aus. Wir finden ihn auch wild in der Schweiz und zwar immer an alten Mauern um Schlösser und Ruinen, wo er aber nur einfache hellgelbgefärbte Blüthen hat, die jedoch an Wohlgeruch der gefüllten nicht nachstehen. Das Eigenthümliche im Standort dieser Pflanze ist, wie es scheint, den Franzosen und Engländern aufgefallen, die darnach, (und zwar sicher ohne Verabredung) die Pflanze benannten. Der Engländer heißt sie Wallflower und Wallstock; der Franzose Murer und Muret. Jedoch hat sich in die französische Sprache auch der arabische Name Xeiri oder Cheiri hinübergezogen, allein ziemlich verstümmelt, im Worte Kiris, das in einigen Provinzen gebraucht wird. Ganz unverstümmelt erhält sich der arabische Name im Italienischen (Cheiri) und Portugiesischen (Xeiri). Die Botaniker geben diesen Namen der Pflanze doppelt, indem sie Cheiranthus (d. h. die Blume Cheiri) und dazu noch das Wort Cheiri setzen, wodurch ein lächerlicher Pleonasmus entsteht. Da wir nun gerade im Kapitel der Namen sind, so bemerken wir noch, daß mehrere Nationen diese Pflanze, so wie auch die ähnlichen Levcojen, auch Beilchen heißen, wahrscheinlich weil man eine Ähnlichkeit im Geruch bemerkte, denn andere Verwandtschaft mit dem Beilchen hat sie nicht. Der Italiener heißt sie Viola gialla, Violacciola gialla, Violara, der Franzose Violier, Violier jaune, Violette giroflée. Im Syrischen wird die Viola Xuta genannt und die Schweizerausdrücke Bionli, Beieli, beziehen sich ebenfalls auf diese Ähnlichkeit.

* * *

Wir können nicht umhin, obiger verdankenswerthen Mittheilung eines Sachverständigen noch

Einige Betrachtungen über die Blumenliebhaberei und Blumenwelt

beizufügen.

Die Welt ist kein Jammerthal; die Güte Gottes hat sie in einen Schauplatz der Freude verwandelt. Davon zeugt ihre gesammte, göttlich = weise Einrichtung und sprechen ihre tausendfältigen erhebenden Erscheinungen. Wer sie zu erfassen und vernünftig zu genießen vermag, muß mit dem verklärten Hölty fast unwillkürlich ausrufen:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

Und unser Salis, der gemüthliche Dichter, sagt in seiner herrlichen „Ermunterung:“

Öffnet die Seele dem Lichte der Freude!
 Horcht! ihr ertönet des Hänslings Gesang.
 Athmet! sie duftet im Rosengestäude.
 Fühlet! sie säufelt am Bächlein entlang.
 Kostet! sie glüht uns im Saft der Traube,
 Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl.
 Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
 Malt uns die Aussicht ins blumige Thal.
 Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
 Gottes Natur ist entzückend und hehr!
 Aber auch stillen des Dürftigen Flehen:
 Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
 Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen!
 Freud' ist des Vaters erhab'nes Gebot.
 Freude der Unschuld kann niemals gereuen,
 Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

Der reinsten Freuden reinste Quellen sprudeln unstreitig im großen Reiche der Natur, — freilich auch nur für ein reines, dafür empfängliches Gemüth. Wer mit einem solchen begabt, in den heiligen Tempel Gottes, in die lieblichen Hallen der Schöpfung tritt, dem wird die Brust leichter und das Herz fröhlicher. Heiter, wie der schönste Frühlingmorgen, wird seine Seele, und sanft, wie der duftende Hauch der Blumen, werden seine Empfindungen. Das ganze All erscheint ihm nur als Eine Aolsharfe mit höheren und niederen, mit langsameren und schnelleren Beugungen vor dem göttlichen Hauche ruhend. — Er wird von den Geschöpfen zum Schöpfer hingezogen und steigt, wie auf einer Stufenleiter, vom Irdischen zum Überirdischen empor.

So allgemein, so überall verbreitet, so reichhaltig, so unverstiegar die Freudenquellen der Natur, so mannigfaltig sind sie auch. Wir berühren hier nur eine der reichhaltigsten und schönsten: wir meinen die Blumenwelt. Wie lieblich, wie ansprechend sind die holden Kinder Flora's! Wie schön und mannigfaltig ist die Mischung ihrer Farben! wie köstlich der süße Geruch, mit der sie die Luft erfüllen! Ja, Blumen

Ihr duftet so süß und lächelt so mild,
 Ihr habt ein hohes Bedeuten;
 Ihr schmücket der Liebe, der Freundschaft Bild,
 Bekränzt den Becher der Freuden,
 Das frohe Gemälde der Sinnenwelt
 Wird magisch durch euern Zauber erhellt.

Je unverdorbener, je gefühlvoller und gebildeter ein Mensch ist, desto eher wird er im Allgemeinen vom Zauber der allgewaltigen Natur hingerissen und emporgehoben, desto eher aber ganz besonders von den reizenden Blumen angezogen. Diese sind daher auch vorzüglich die Lieblinge der unschuldigen Kinder und zartfühlenden Frauen. Die Blumenliebhaberei ist für diese immer ein gutes Zeugniß; nur dann kann sie nachtheilig und verwerflich werden, wenn sie zur schwärmerischen Leidenschaft und den Hauptgeschäften übergeordnet wird, wenn z. B. eine Hausfrau darüber ihre nähern Pflichten vernachlässigt, wenn sie zu viel Zeit und Kosten für ihre Liebhaberei verwendet; aber sonst ist die Blumenzucht für das schöne Geschlecht gewiß eine natürliche, angemessene, genussreiche, erheiternde und erhebende Nebenbeschäftigung. Sie ist besonders wegen folgenden zwei Vortheilen noch zu empfehlen. Den ersten bringt die Pflege der Blumen mit sich, welche, weil sie alle Willkühr, Haß und Ungeduld ausschließt, das Gemüth

beruhigt, durch die stets genährte Hoffnung erheitert, und, weil diese selten täuscht, mit stillem Glück erfreut. Der zweite und Hauptvortheil aber besteht darin, daß jede Blume das Bild des ganzen Naturlebens im Kleinen ist, und alle Sicherheit, Ordnung, Ruhe und Schönheit desselben in sich schließt. Die Blume entfaltet sich still nach nothwendigen Gesetzen und unter nothwendigen Bedingungen. Fehlen diese, so kann sie nicht gedeihen. Wie ein Kind an der Mutterbrust, so hängt sie und säugt sie an Sonne und Luft, Erde und Wasser; sie ist nur ein Theil des großen Naturganzen, von welchem abgerissen sie nicht leben kann. Sie ist am schönsten in der Blüthe, aber in jedem Entwicklungspunkt hat sie ihre eigenthümlichen Reize. Wie schön ist die zarte Pflanze, die sich eben an das Licht empor windet, wie lieblich das saftige Grün, wie geheimnißvoll und ahnungsreich die schwellende Knospe! Die eine Blume ist schöner als die andere, aber häßlich nur wenige und keine ohne Eigenthümlichkeit. Durch ihre mannigfaltige Schönheit sind sie aber das treueste Bild der Natur, welche sich in unendlicher Mannigfaltigkeit vor unserm Blicke ausbreitet, und so den unergründlichen Reichthum des Schöpfers enthüllt. Einseitige Blumenliebhaber ziehen die duftende Hyazinthe oder die zierliche Aurikel, oder die kunstreiche Nelke, oder irgend eine andere vor, aber wer möchte sagen, welche schöner als die andere sei, und welcher gefühlvolle Freund der Natur möchte nicht auch die weniger schönen lieben? Alle sind die lieblichen Kinder der Natur; und wie eine Mutter alle Kinder mit Liebe ans Herz drückt, weil sie in allen die geliebten Züge des Vaters entdeckt: so umfaßt, wer die Natur wahrhaft liebt, Alles was sie hervorbringt, mit Liebe, weil sie ihr Leben in Allem, obschon verschieden, darstellt. Wer möchte sagen, welche Farbe des Regenbogens die schönere sei, da sie alle aus demselben Strahl des Lichts geboren sind? — So sind alle Blumen aus derselben schöpferischen Kraft hervorgegangen, und alle zusammen nur in ihrer Mannigfaltigkeit offenbaren dieselbe unsern Blicken.

Die Blumen wecken zu frommen Betrachtungen, weil sie selbst das Bild der Frömmigkeit sind. Wie wir in frommer Stimmung das Auge des Geistes emporrichten zum ewigen Licht, so wenden sich die Blumen unverrückt nach der Sonne. Wie der Fromme sein Herz, der höheren Regungen empfänglich, hingibt, so sind die Blumen ganz und gar Empfänglichkeit, und stecken tausend Saugröhren und Fühlfäden den Elementen entgegen, um Nahrung einzuziehen. Wie der Fromme, dem höheren Antriebe zufolge, den ihm eingepflanzten göttlichen Gesetzen gemäß handelt, so verarbeiten die Blumen die aus der übrigen Schöpfung empfangenen Nahrungsstoffe vermöge des in sie gelegten Bildungstriebes, welcher kein anderer, als der in der ganzen Schöpfung verbreitete ist, und die Schöpferkraft ist es daher, die in ihnen waltet, wie im Frommen der Geist Gottes waltet. Wie die Natur überhaupt ohne das Böse ist, so sind die Blumen so recht das Bild der Unschuld und Harmlosigkeit, und ihr Anblick erheitert und beruhigt, wie das Auge dessen, der ein gutes Gewissen hat, und ohne Rückhalt und Falschheit ist. Der Wohnsitz der ersten Menschen in ihrer Unschuld war ein Garten: in einem Garten, unter den lieblichen Kindern des Frühlings, finden wir das Paradies wieder; hier träumen wir von der Seligkeit der Unschuld; da mildern sich die tobenden Begierden und eine sanfte Sehnsucht erfüllt unser Herz. Die Blume ist selbst ein Bild der Betrachtung, in welcher die Frömmigkeit lebt. Betrachten läßt sich nur in Ruhe: die Blume steht ruhig und läßt sich nur vom Hauche des Windes bewegen, wie der Fromme vom Hauche des göttlichen Geistes. Der fromme Betrachter schaut mit hellem Geistesauge in die Welt: die Blume blickt freundlich still aus den Blättern hervor; jener entzieht sich keiner Erscheinung und Einwirkung der Welt: diese ist allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt und erträgt Alles; jener behauptet die heitere Ruhe unter allen Stürmen des Unglückes: diese beugt sich unter dem Sturm und Regen, und hebt dann wieder im Sonnenschein ihr Haupt empor. Die Seerose schwimmt und badet sich im feuchten Element, das befeuchtend die Erde durchdringt, und hebt ihre Krone, wie ein helles, ruhiges Auge zur Sonne empor.

O wer sich so in der Fülle des allgemeinen Lebens baden, von aller Selbstsucht sich rein waschen, und so unwandelbar mit reinem Ange nach oben blicken könnte!

O ihr lieblichen, hellen, strahlenden, glühenden Blumen! seid ihr nicht wie Sterne, welche der Schöpfer herabgestreut, um die dunkle Erde zu erleuchten und zu zieren? Seid ihr nicht wie Himmelsboten, welche auf den Strahlen der Sonne herabgestiegen sind, um uns die Kunde einer Welt zu bringen, in welcher Alles in Schönheit, in Borne und Freude blüht? Darum spielen mit euch so schweſterlich die Kinder, die auch vom Himmel gekommen sind, und noch die Unschuld im reinen Gemüth bewahren; darum lieben euch die Frauen, die im gefühlvollen Herzen die Ahnung des Himmels tragen; darum schmücken wir mit euch die Gräber unserer Lieben, weil ihr nach oben deutet, wohin sie zur Ruhe gegangen! —

Der Madiswyl'er Link: Mäbder.

Eine oberoargauische Volksſage, erzählt von E. Foosler.

In dem von der hellfluthenden Langeten bewässerten fruchtbaren Seitenthale des gesegneten Oberoargaus liegt an der Abendseite des Berges Langenstein das Dorf Madiswyl, von fleißigen, häuslichen, meistentheils wohlhabenden Landbauern bewohnt. Es führt in seinem Wappen einen Mann mit einer Sense am linken Arm. Der Wanderer, den der Weg dahin führt, erblickt dieses Wappen unter andern gleich am Eingang des Dorfes an den neben dem Wirthshause aufgehängten Feuereimern und an der einen Seite des Fähnchens, welches auf dem nicht weit davon stehenden steinernen Brunnenſtocke aufgesteckt ist. Der Ursprung dieses Wappens gründet sich wahrscheinlich auf eine Volksſage, die zwar etwas verschieden, doch im Wesentlichen übereinstimmend, erzählt wird, und die wir nun hiermit einigen poetischen Zuthaten und Ausschmückungen mittheilen wollen.

In uralten Zeiten lebte in Madiswyl ein wohlhabender Landmann, „reich an Gütern und an Geld“. Den größten Schatz besaß er jedoch in seinem „Breneli“, seiner einzigen Tochter. Sie hatte Eigenschaften und Vorzüge, welche ihr wohl mit Recht den ersten Rang unter den Dorfbewohnerinnen einräumten. In der größten Fülle von Gesundheit und Kraft wuchs und blüdete sie wie eine Rose heran, die mit jedem Tage ihre lieblichen Reize entfaltet. Ihr etwas derber, doch ebenmäßiger starker Körperbau und ihr frisches Aussehen zeugten von dem wohlthätigen Einfluß der reinen Landluft, der stärkenden ländlichen Beschäftigung und einfachen Lebensweise. Auf ihrem Antlitz besonders zeigten sich Gesundheit und Unschuld in der vollsten Blüthe. Ihr Gesichtchen war wie Milch und Blut. Unter der schneeweißen, schöngewölbten Stirne glänzten die dunkeln Augen wie zwei schwarze Kirschen lieblich hervor, die sanfte Gluth eines lebhaften Geistes und reinen, warmen Gemüthes verrathend. Ihre vollen, mit niedlichen Grübchen gezierten Wangen waren mit dem herrlichsten Roth, das nach allen Seiten in ein blendendes Weiß allmählig überging, wie gemalt. Unter der schöngesformten Nase schwellten sich die zartesten rosenrothen Lippen an, hinter denen die hübschesten Zähne wie Perlenreihen in glänzendem Schmelz hervorguckten, und unter dem lieblich gerundeten, ebenfalls mit einem kleinen Grübchen versehenen Kinn verbarg sich ein Hals, wie von Alabaſter von Künstlerhand geforant, der mit dem zur Hälfte ihn deckenden sammetnen, goldgestickten Göllel prächtig abstand. Auf dem hochgewölbten Busen lag ein schneeweißes Mäntelchen von der feinsten Leinwand und den übrigen Theil des Oberleibes schloß ein schwarzsammetnes, mit Goldblumen geziertes, doch keineswegs unnatürlich und nachtheilig zusammenpressendes Mieder ein, auf welchem von den Schultern herab schwere, mit Rosetten geschmückte silberne Ketten glänzten. Der faltige Rock, über den eine kurze bunte Schürze hing, war aus violetter wollenem Stoff, unten auf der inwendigen Seite mit einem breiten scharlachrothen Band belegt, das beim Gehen wie verstoßen hervorguckte